

Neu Braunfelsener Zeitung.

Ein Organ der deutschen Bevölkerung von West-Texas.

Herausgegeben von Ferdinand Lindheimer und G. W. von Ross.

Jahrgang I.

Freitag, den 13. October. 1853.

Nummer 47.

Die Neu-Braunfelsener Zeitung erscheint jeden Freitag und kostet vierteljährlich \$1 in Vorausbezahlung. Anzeigen bis zu 10 Zeilen, einmal inserirt, kosten \$1, dieselben dreimal inserirt \$1.50, dieselben auf 4 Jahr \$4.50, auf 3 Jahr \$7.50, und auf 1 Jahr \$12. Anzeigen von mehr als 10 Zeilen im Verhältniß. Abonnenten auf das Blatt zahlen für Insertionen nur die Hälfte dieser Gebühren.

Zur Nachricht

auf mehrere an uns gerichtete Anfragen diene, daß ein Jahres-Abonnement auf die Neu-Braunfelsener Zeitung \$2, ein Vierteljahres-Abonnement 13 laufende Nummern derselben umfaßt, und daß mit jeder beliebigen Nummer, also zu jeder Zeit, Abonnenten eintreten können. Der Abonnementspreis von \$4 — pro Jahr, \$2 — pro Halb- und \$1 — pro Vierteljahr ist im Voraus zu entrichten; die Gebühren für Insertionen, zu denen sich unser Blatt bei seiner täglich wachsenden Verbreitung vorzüglich eignet, ebenfalls.

Zur Annahme von Abonnementsgeldern und Anzeigengebühren haben sich gültig erachtet und sind ermächtigt worden, Herr Petermann in Austin-City, Herr Dr. A. Berghelmann in Belleville, Ill.; Herr Geo. Pfeuffer in Corpus Christi; Herr Professor Wille in La Grange; Herr D. v. Behr in Siltersdale; Herr Th. Specht in Friederichsburg; Herr A. H. Postmeister in Johnson in Barks; Herr C. Wuppermann in Seguin. Herr Capt. K. B. J. in Indianola; Herr James A. Haenlein in Houston. Herr Th. Schlemming in San Antonio.

Abonnements, welche nicht vor Ablauf aufgekündigt werden, werden als auf weitere betrachtet, und Anzeigen ohne Angabe, wie viele Male sie eingedruckt werden sollen, so lange wiederholt, bis Gegenwörter erfolgt.

Die Redaction.

Vicinius in der Prairie.

Ein junger Engländer, Mr. Edward Sullivan, der in Nord- und Südamerika herumgewandert ist, hat eine hübsche Sammlung von Erzählungen aus verschiedenen Regionen der neuen Welt mitgebracht, einige von den Beschreibungen, den Sitten und den Gebräuchen der dort wohnenden Völker, andere aus der unmittelbaren Umgebung der Victoria regia in Ceylon. Zum allgemeinen Nutzen hat er seine Erzählungen veröffentlicht, und wir benutzen das Buch, um ein Paar Worte über das, was er unter den Indianern in Nordamerika gesehen, zu sagen.

Von Sanct Paul — einer Stadt von 2—3000 Einw., ungefähr 2000 englische Meilen von Mississippi aufwärts — reiste Mr. Sullivan Mitte September mit zwei Begleitern von seiner Reisegeellschaft; Mr. Macleod, einem Händler, zwei Halbblut-Indianern, einem Halbblut-Creele und drei Indianern in vollem Staate. Er hatte das Fieber, aber schon in der ersten Nacht heilte ihn ein Doctor Natur durch ein freiwilliges Nasenbluten, welcher Umstand die Indianer in den Stand setzte, ihn die blutige Nase zu nennen; seine beiden Freunde hielten die Wasserfrage und der große Weiße. Unsere Reisenden ritten vorerst durch die Arrow-Prairie, schwammen dann durch den St. Petersfluß, und blieben Raft im Blutwasser eines Halbblut-Indianers, eines Nachkommen von Claverhouse, dessen Squaw ein Maß von Enten und Idee für sie bereite. Indianer, welche in der Hütte erschienen, um Pulver und Kugeln zu kaufen, betrachteten die Fremden als Merkwürdigkeiten; die alten vorzüglich sahen sie ernst hinstehend an, aber ohne Jubringlichkeit, und nur über die jüngeren hatten sie sich zu belagen. Der junge Indianer ist wie der junge Europäer gern ein Stumper. Er bewacht und schützt sich mit größerer Sorgfalt, und handelt jährlich mit Pfeffer und Tomahawk. Er strebt nach dem Besitze eines Spiegels, und wenn er einen erlangt hat, so pumpt er sich mehr als sieben Mal des Tages davon. Ein Spiegel ist für ihn jedoch nicht bloß eine Sache der Eitelkeit, er leitet ihn auch große Dienste in der Prairie; denn indem er ihn in der Sonne blinzen läßt, kann er damit entfernten Freunden Signale geben, ehe sein dunkler Körper sichtbar ist; und das ist bei manchen kritischen Gelegenheiten eine Eigenschaft, welche den Spiegel zu einem sehr schätzbaren Freund machen kann. Mr. Sullivan schätzte die Raubkraft des Indianers auf fünfzig Pfeilen täglich, aber sein Tabak ist mit der dreifachen Quantität von getrockneten Blättern der roten Weide geschwächt, welche den Geschmack bestärken, aber die narcolotischen Wirkungen vermindern.

Nach mehreren Tagen haben die Reisenden die Hochalpenregion hinter sich, sind über den Oberrhein abwärts geritten und haben Lac qui parle erreicht, wo sie auf ein Lager von ungefähr 2000 Sioux-Indianern in etwa 200

Hütten stießen. Sie erwarteten die Ankunft des Händlers Macleod mit Pulver und Blei. Der erste Anblick der glänzenden Kubhautzelter im Sonnenschein mit Hunderten von angebundenen Pferden und vielleicht 200 jungen Kriegern, die nach der Muffel von 200 Squaws den Scalp ausfüßten, war ziemlich originell. Die Squaws waren um ungefähr 40 Stangen versammelt, an welchen die Scalps von Pawnee-Männern, Frauen und Kindern hingen, der Ertrag eines vorwigen Tages, welche die Indianer als Beute betrachteten. — Dann und wann sprang ein kräftiger Bursche aus der Tansche heraus, um seinen Tomahawk in eine bestimmte Stange, an welcher ein von ihm selbst erbeuteter Scalp hing, zu schlagen. Dann erhoben die Squaws noch lauter ihre Stimmen, lobten ihn namentlich — das Lächeln der Schönheit belohnte die Tapferkeit des Mitters — und schlossen mit einem Versuchungsgeheul gegen die Todten. — Die Töchter dieser Squaws tragen ihr Haar in zwei langen Zöpfen, die mit Bändern durchflochten den Rücken hinunterhängen.

Von Lac qui parle setzten die drei Engländer mit einem Führer, namens Rainville, dem Sohn eines Halbblut-Händlers und einem Sioux, ihre Reise fort. Die Führer begleitete ein Indianer, ihr erstes Nachfolger schlugen sie auf einem steilen Uferfelsen des Biberflusses auf, und sahen hier zum ersten Male ein Gewitter in der Prairie. Die eigentümliche Großartigkeit eines Gewitters in der Prairie liegt in dem Umstand, daß der Zuschauer das ganze weite Himmelsgewölbe in Aufruhr sieht und weiter Nichts. Auf der ebenen Erdoberfläche sieht nichts seine Aufmerksamkeit auf sich, wenn nicht etwa ein Zell — vielleicht sein eigenes — der Wind trüffelt, der kein passenderes Ziel auf der weiten Fläche findet. In der folgenden Nacht war der Hund seiner Pferd durch die Indianer ein neues Abenteuer. Nachdem die Reisenden über eine mit Büffelspuren und Büffelfährten bedeckte Strecke geritten waren, ohne jemals eine Herde zu erblicken, nachdem sie die Höhe gebohrt, unabhällige Herden Gänse, Enten und Schweine gesehen, manchmal einen glücklichen Schuß auf die Antilopen in der Ferne wünschend, und einen seltsamen Landrücken, den Goraou des Prairies, die einzige Bedenerhebung zwischen dem atlantischen Ocean und dem Hellsengebirge, überschritten hatten, erreichten sie endlich die Quelle des Nahrungswassers, eines Nebenflusses des Mississippi. Kälte, Schnee und scharfe Winde setzten ihnen jetzt arg zu. Das mitgenommene Fleisch war aufgefroren, und Gänse und Enten waren südwärts gezogen, und sie mußten sich jetzt mit Mehl und schlechtem stehendem Wasser begnügen. Etwas müde von ihrer ersten Prairie-Reise, schlugen sie die Richtung nach einem kleinen Walde ein, der ihnen Hoffnung gab, ein Feuer anzumachen zu können, als sie erfuhr, daß sich dort zehn Zelte von Ochsenhäuten befanden, geschickten Pferdebesitzern und eisernen Jägern nach Scalps. Die Pferde wurden daher in dieser Kälte angebunden, und die Reisenden legten sich, in ihre Büffelhäute gewickelt, auf die offene Prairie schlafen. Früh wurde die Haare der Prairie von Neiß überzogen und stanten wie Vorhänge in die Höhe. Zu Mittag konnten drei der Pferde nicht weiter, und die Kälte, die seit 36 Stunden weiter Nichts genossen hatten, als eine knappe Portion von saurem Mehl und Pfirschenwasser als Frühstück, Mittag- und Abendessen, ließen die Pferde von den Indianern nachzuführen, und eilten nach Lac qui parle zurück. Sie hatten gebohrt Büffel zu schießen, da sie aber auf der Prairie nur Büffelnoschen fanden, so mußten sie unbedingt wieder umkehren. Jedes Jahr kommen viele Indianer und Trapper in der Prairie in Folge der Wanderungen des Wildes und durch Schneestürme um.

In Lac qui parle machten Entenbraten und Kartoffeln und ein warmes Feuer die Reisenden bald wieder zum Aufbruch fähig, und das nächste Mal beschloffen sie in gerade nördlicher Richtung die Prairie zu durchstreifen, obgleich der Händler ihnen davon abriet, und sie vor Kälte und Hunger warnte. In alter Fährer, der Besorgnisse vor den Indianern vorschobte, verlangte durchaus seinen Sohn und einen Vetter als Begleiter und Versicherung. Ehe sie aufbrachen, kam eine Deputation von Allen Stourhüpfeligen, welche Entschuldigungen für den Nachtteil, den die Weisen durch das Schießen auf ihren Jagdgründen verursachten, verlangten. Sie wurden mit 40 Hards Gallico und etwas schlechtem Tabak beschiedigt, und luden dann die Engländer ein, mit ihnen zu Mittag zu speisen und Hundebrot zu essen.

Da Hunde selten waren, so mußten Enten sie bei dem frischen Maße ersetzen, das in der Hütte der Biberchwanz gegeben wurde. Die Weisen krochen in die gasliche Hütte durch ein kleines Loch, als wenn man in einen großen Bienenkorb kroche, und saßen in einem dämpfigen rauchigen Speisezimmer zehn Häuptlinge um das Feuer her. Ueber dem Feuer hing ein Kessel mit 20—30 Canvashad-Enten, jede drei Mal so groß, wie eine englische Ente. Das Kochen der Enten besorgte die Lieblingsquaw des Biberchwanzes, eine Dame Namens Tabumeh, oder die fruchtbarere Wasserflone. Die Herren Indianer aßen sehr viel Ente, und besalben sich dabei Gesicht und Körper mit ganzen Händen voll Fett, und wurden sichtlich dick. Es ist bei diesen Indianern ein Ehrenpunkt, stark zu essen. Wir können jedoch unmöglich Mr. Sullivans Bericht, daß ein junger Krieger, der des Rufs wegen ist, 20 Pfund freies Fleisch auf einen Sitz essen kann, für buchstäblich wahr halten. Was das alte Racoon betrifft, das 120 Kartoffeln aß, und noch mehr gegessen hätte, wenn seine Freunde es nicht abgepalten hätten, so ist dies nach der Größe der gegessenen Kartoffeln glaubhaft oder nicht.

Nach beendigt Maße brachte der alte Häuptling eine Medicinpfanne, welche, nachdem der Jüngste sie geschöpft, und nach dem vier Weltgegenden geschwenkt hatte, mit der Sonne im Kreise herumging. Nach dem Essen folgten Reden und viel Järlschheit, und Austausch von Hemden und andern Kleidungsstücken der europäischen Gäste gegen Pfeifen und andere Sachen.

Die Sioux sind sehr grausam im Kriege, und morden und versammeln die weinigen Gefangenen, die sie überhand machen, auf alle Weise. Sie scalpiren hoch blutdürstig, indem sie mit dem Scalp wo möglich Nase, Ohren und Lippen mitnehmen. Die Reisenden gewannen die Freundschaft des sich zur Wehr setzenden Stammes, durch ein Geschenk von Harbenerde und schlechtem Tabak. Er durfte 36 Adlerfedern für eben so viel in der Schlacht abgegebene Geyps tragen. Einen Geyp geben, heißt zuerst mit einem Tomahawk oder einem Messer den Körper eines in der Schlacht gefallenen Feindes treffen. Der Elend erzählte Mr. Sullivan, wie er vor Kurzem einen Ochsenbüchse schloß habe. Er hatte ihn in der Prairie mit gebrochenem Bein und verlaßen von seinen Freunden gefunden. Der Rath entschied ihm nicht, wie er seinen Feind tödten sah, aber als er den Schnitt des Messers um den Haarbüchel fühlte, judete er zusammen, was sehr schade war, wie das Elend sagte, da er sich im Uebermaß als tüchtiger Mann zeigte.

Wenn ein Häuptling seine Anhänger um sich zu sammeln wünscht, so schickt er einen berittenen Boten mit einem kleinen Beutel voll Tabak und der mit einem Wampum verzierten Pfeife herum. Betrifft die Einladung eine friedliche Verabredung, so ist der Tabakbeutel blau und grün; handelt es sich um einen Krieg, so ist er roth und schwarz. Der Krieger, dem die Pfeife überbracht und schweigend dargereicht wird, raucht ein Paar Züge, wenn er die Einladung annimmt, und gibt sie ohne zu rauchen wieder zurück, wenn er nicht Willens ist zu kommen. Führen zwei Stämme mit einander Krieg, so können Privatleute nach Belieben in Feindesland Scalps sammeln; herrscht aber Friede zwischen ihnen, und wünscht ein einzelner Krieger sich Scalps zu holen, so kann er ohne Erlaubniß seines Häuptlings seine Expedition nicht antreten.

Am 23 October machten sich die Reisenden nordwärts auf den Weg, um ihre zweite Prairie-Expedition anzutreten. Sie erwarteten in sieben oder acht Tagen Büffel zu finden, saßen sich jedoch abermals getäuscht. Ihre Reise ging zuerst bei strenger Kälte über eine vor Kurzem abgebrannte Prairie, bedeckt mit Büffelnoschen und ungedeckten granitnen Felssteinen, deren weiße Massen gegen den kochschwarzen Boden grell abstachen. Die Prairie ist unmittelbar nach dem Feuer kochschwarz, aber wenn der Wind eine kurze Zeit darüber weht, nimmt sie eine grauliche Steinfarbe an. Während des Zeitpunktes der stärksten Kälte haben die Reisenden in diesem Theile der Prairie eine ausgezeichnete Einspiegelung. Das ganze Land

schien ein einziger ungeheurer See zu sein. Sie setzten über den St. Petersfluß und den Potatoesfluß mit seinen Moorusern, saßen wilde, weiße Prairie-Wölfe, und schliefen in der Hütte eines Indianers am Bigstone-See. Der häusliche Kreis der Hütte bestand aus dem Indianer, der sich von einer Schußwunde im Rücken erholte, seinen beiden Squaws, seinen beiden Schwiegermüttern und seiner eigenen Mutter, sechs oder sieben Kindern und einem Duzend junger Hunde. Die ganze Gruppe, schon an und für sich unangenehm lüftend, wärmte sich an einem Feuer von Büffelmist.

Ihre Reise ging immer noch durch eine offene Prairie, die, so weit das Auge reichen konnte, verbrannt war. Eine verbrannte Prairie verleiht der Landschaft kein Ansehen nach, so daß es unmöglich ist, die Entfernungen darnach zu messen. Untenwegs stießen sie auf ein reisendes Indianerdorf, wo die Männer nichts, die Frauen und Hunde aber ungeheure Lasten trugen. Die Büffel-Mäntel voller junger Hunde und Kinder waren von kleinen roten Nasen bedeckt, die in bunten Haufen herausguckten. Nachts hatten die Reisenden ein großes Feuer angezündet, und sättigten sich mit Schweinefleisch und Mehl, als drei Indianer, die nach einem nördlich gelegenen Dorfe reisten, sie einholten, und einer derselben war ein alter Freund von ihnen. Obgleich diese Krieger vor Kälte zitterten, und seit den letzten 20 Meilen Weins nichts gegessen hatten, als ein halbes Stinkthier — jedenfalls ein der Nase sehr widerlicher Braten — so setzten sie sich doch mit ernstem Muth 100 Yards von dem Feuer hin, und drängten sich den Schweinefleischessen nicht eher auf, als bis man sie einlud, an's Feuer zu kommen und zuzulangen. Alsdann kamen sie in ruhiger und würdiger Weise, obgleich ihnen Kälte und Hunger arg zusetzten. Als sie jedoch anfangen zuzulangen, sagt Mr. Sullivan, aßen sie in einer Zeit von fünf Minuten mehr von unserm Schweinefleisch, als wir in fünf Tagen hätten verzehren können.

Die Reise ging immer noch durch Schnee und über die verbrannte Prairie fort, und endlich erreichten sie in der Ferne Büffel. In einem Indianerdorf, an den Ufern des Schiaw, fanden sie Stücke Fleisch auf einer Stange trocknen; hier ließen die ungeduldrigen gewordenen Führer während einer Nacht ihre Hungergrüß mitten im Schnee campiren, während die Führer selbst sich warme Quartiere gesucht hatten, und in fettem Kuhfleisch schwelgten. Am nächsten Morgen waren die Führer sogar ganz verschwunden, und die Reisenden mußten sich durch ihre eigenen Kräfte helfen. Sie bemächtigten sich eines alten Häuptlings, schenkte ihm Zucker und Tabak, und bemühten sich, ihm beizubringen zu machen, daß sie bei ihm zu wohnen wünschten. Um ihm ihre Meinung vollkommen klar zu machen, räumten sie ihr Ohrpad nach seiner Hütte und richteten sich gleich dort ein. Bei diesem Häuptling — einem gutmüthigen Alten, Namens Wah-Zon-Sze, der gute Jäger — blieben sie sechs oder sieben Tage in Ruhe wohnen. Während dieser ganzen Zeit schnitzte er beständig, und die Reisenden sorgten für einen beständig kochenden Kessel, aus dem sie die Dorfbesohner mit Kaffee oder Thee versorgen konnten. Wah-Zon-Sze liebte seine Frau und seine Kinder wie ein Europäer; einen kleinen Knaben von ungefähr zwei Jahren hütete er besonders und stopfte ihn mit fettem Kuhfleisch voll, bis er kaum mehr Athem holen konnte, und wenn der kleine Krieger ganz dick angepöppelt war, nahm er einen Klumpen Fett, salzte ihn tüchtig den Bauch ein, und legte ihn vor das Feuer, um dort allmählich wieder auf seine vorige Gestalt zusammenzuschumpfen.

Hinsichtlich ihrer Ernährung hängen die Prairie-Indianer ganz von der Jagd ihrer eigenen Freunde, des Büffels, ab. Den Büffelfleisch verwenden sie ihre Hütten, Betten, Klauen, Moccasins, Leggings, Sättel, Pulverhörner (aus den Hörnern), Bogen (aus den Rippen) und Pfeilspitzen. Sie erhalten von ihnen Fleisch. Wenn die Büffel selten sind, muß der Indianer hungern. Daher ist auch der große Gegenstand seiner Unterhaltung von Jugend an bis zum höchsten Alter, wenn er nicht von Scalps spricht, der Büffel. Als die Reisenden in diesem Dorfe wohnen, waren ein Paar junge Krieger ausgehakt worden, um den Bewegungen der Herde nachzuspüren, hatten aber strengen Be-

fehl erhalten, die Thiere weder zu jagen, noch sonst zu tödten. Einer derselben jedoch tödtete, von der Jagdluft fortgerissen, eine Kuh. Abends kam dies den Häuptlingen zu Ohren, und Nachts zog die Polizei des Stammes nach der Hütte des jungen Mannes, jenseit sie in Hütten, jenseit, seine Hütte, und setzte ihn und seine Familie an die Luft, die unter Null war. Das Schicksal von zwei Büffeln und die Entdeckung, daß Freunde des Stammes von den Schwarzen überfallen und scalpirt worden wären, und die in Folge dieses Vorfalls entbrechende kriegerische Aufregung waren die andern hervorzuhebenden Ereignisse, welche den achtstägigen Aufenthalt in dem Indianerdorf auszeichneten.

Da die Führer fanden, daß die weißen Reisenden von ihrem Verschwinden nicht ganz zu sehr aus der Hoffnung kamen, und fürchten mußten, daß diese doch ebnig sie auskommen würden, so kamen sie ruhig zurück, und wurden nach tüchtigem Ausschelten wieder in Dienst genommen, und man trat die Reise von Neuem an. Sie trafen jetzt Büffelherden, aber fanden die Büffelherde bald langweilig und einfach. Die Prairiewölfe jagen die Büffel in Herden zu 50 oder 100 und schneiden die zurückbleibenden ab. Indianer und Halbblutjäger schießen sie bräutig. Mehr als 100,000 Felle gehen jährlich durch die Hände der Händler, und diese ganze große Anzahl rührt von im Herbst und im Winter getödteten Rügen her, indem Frühlings- und Sommerfelle höchstens der Indianer zu seinen Zwecken verwendet. Man hat berechnet, daß jährlich in den nordamerikanischen Prairien 400,000 Büffel getödtet werden, und davon sind wahrscheinlich 910 Rüge.

Die weitem Reiserfahrten in der Prairie machten Mr. Sullivan und seine Gefährten mit dem grauen Bar und dem Elend und dem Biber bekannt. Es freut uns von ihm zu hören, daß die Biber, welche durch die frühere tödtliche Verwendung ihres Pelzes zu Hüten ganz aus der Welt zu verschwinden drohten, durch die Einföhrung der Seidenbau eine neue Lebensfrist erhalten haben, und wieder viel zahlreicher geworden sind. Bloß die Eingeborenen fangen sie noch, und können sehr oft für die Felle nicht einmal Käufer finden, da die Nachfrage darnach und der Preis sehr abgenommen haben.

Auch die Mandaner-Indianer, die angeblich nachkommen Madoc's, deren nahe bevorstehende Aussterben man schon mehrere Male verkündet hat, sind wieder zahlreicher geworden, obgleich die Pocken sie sehr stark decimirt hatten.

Die Reise ging immer noch durch Schnee und Schlachtwetter weiter, und Erwärmung war nur durch Hilfe von Büffelmistfeuer und Büffelfelle zu finden. Da die Vorräthe von Mehl, Schweinefleisch, Thee und Kaffee zu Ende waren, nähten sich die Reisenden vierzehn Tage lang von Büffelfleisch, verriichten aber später, der einformigen Kost satt, Wolfbraten, ohne besonders befriedigt zu sein. Endlich am 20 November erreichten sie den Stinkthiersee, der ganz mit Enten und Gänsen bedeckt war. Hier füllten sie einen Topf mit 15 Enten und 2 Gänsen, kochten sie und aßen sie, sieben Mann an der Zahl, rein auf. Bei dem lodernden Holzfeuer legten sie sich zum Schlafen nieder und schlummerten fest, entdedten auch am nächsten Morgen beim Aufwachen, daß sie nur durch einen glücklichen Zufall dem Gebratenwerden entgangen waren. Die Prairie hatte gebrannt und das Feuer war nur noch eine Viertel englische Meile von ihrem Lager entfernt gewesen; aber da hatte sich glücklicher Weise der Wind gedreht, und wie sie aufwachten, konnten sie die Flamme noch in einer Entfernung von mehreren englischen Meilen weit hin sehen. Die nächste Nacht drehte sich der Wind abermals, und das Feuer legte wieder um. Es war fast in einem Kreise um sie herumgelaufen. Ein Prairiefeuer knattert wie ein Pelotonfeuer und läßt bei starkem Winde 15 bis 16 englische Meilen die Stunde; Regen oder Wechsel des Windes, hemmt es auf der Stelle. Natürlich ist ein Prairiewind für den Indianer, dessen Jagdgrund davon betroffen wird, eine sehr ernste Sache; denn so weit das Gras abrennt, ist der Büffel verloren, und er muß die ihm fehlende Nahrung mitten unter Feinden suchen, wo er stets Gefahr läuft, scalpirt zu werden.

Wir wollen den Touristen nicht weiter folgen, aber freuen uns, ihnen so weit ein Paar hübsche Bilder aus dem Prairieleben zu verdanken. Es ist klar genug, daß die Indianer, obgleich milderlich genug, wie viele milderliche Sachen, in einer elenden Lage sind,

und daß die angeborne Würde des Menschen im rohen Zustande trotz alle Dem nicht so übermäßig schön ist, um durch die Politur zu verlieren. —

Zur Cubafrage.

Bekanntlich forderten die Minister Lord Palmerston und Herr de Furgot im Auftrage der brittischen und französischen Regierung von der vorigen Administration, daß die Vereinigten Staaten der spanischen Krone den Besitz Cuba's garantiren möge, ein Ansuchen, welches in einem vom damaligen Staatssecretär Everett verfaßten Antwortschreiben entschieden zurückgewiesen wurde. Ueber den Inhalt des Erwiderungsschreibens der englischen Regierung auf diese Ablehnung circulirten lange die widersprechendsten Gerüchte, vor Kurzem aber hat die „Washington-Union“ das von Lord John Russell unterzeichnete und an den Staatssecretär Marcy gerichtete Document mitgetheilt.

In diesem Document heißt es, daß Großbritannien und Frankreich, die einzigen Mächte, welche in gleichem Maße dem Besitze Cuba's nachstrebten könnten, bereit seien zu erklären, daß weder eins von ihnen, noch beide gemeinschaftlich über Cuba eine Controlle oder Herrschaft zu erlangen und auszuüben Willens seien, wodurch der angebliche Zweck der Vereinigten Staaten, den Uebergang Cuba's in den Besitz einer europäischen Macht zu verhindern, erreicht sein würde.

„Wenn jedoch“, so fährt Lord John Russell in hochbetradendem Tone fort, „von Seite der Ver. Staaten behauptet wird, daß Großbritannien und Frankreich nicht bei der Aufrechterhaltung des Status quo auf Cuba interessiert seien, so kann die Regierung Ihrer Majestät einer solchen Ansicht nicht beipflichten. Schon die westindischen Besitzungen Ihrer Majestät, — ohne der Wichtigkeit für Mexiko und andere befreundete Staaten, bei gegenwärtig stattfindender Verteilung der Macht, zu gedenken, — geben Ihrer Majestät ein Interesse in der Frage, das nicht unbeachtet gelassen werden darf.“

Auch die Wichtigkeit, welche die französischen Besitzungen in den amerikanischen Meeren in dieser Angelegenheit für Frankreich haben, werden seine Regierung ohne Zweifel dieselbe geltend machen lassen, und die Behauptung des Herrn Everett, Cuba sei für die Ver. Staaten, was eine Insel vor der Mündung der Themse oder Seine für England oder Frankreich sein würde, ändert daran nichts.“

„Die Entfernung Cuba's von dem nächstgelegenen Theile von Florida beträgt 100 Meilen. Eine Insel in gleicher Entfernung von der Isthmus-Mündung würde ungefähr 10 Meilen nördlich von Antwerpen, in Belgien, zu liegen kommen, während eine Insel in gleich weiter Entfernung von Jamaica (engl. Besitzung) bei Manzanilla, einer Stadt auf Cuba, placirt werden würde.“

Auf die Bemerkung des Herrn Everett, daß die Eingehung auf einen Vertrag, wie den vorgeschlagenen, ungeschickten Unternehmungen gegen Cuba, wie solche stattgefunden, keineswegs vorgebeugt, denselben nur ein neuer und mächtiger Impuls gegeben werde, hierin also kein Grund zum Beitritte der Ver. Staaten liege, entgegnet Lord John Russell:

„Die Regierung Ihrer Maj. will diesen Einwurf nicht bestritten, sie möchte aber die Hoffnung aussprechen, daß diese Lage der Dinge nicht von Dauer sein werde und daß die Bürger der Vereinigten Staaten, während dieses Bestehens des Rechts und des Unrechts, des Friedens und der Freundschaft, sowie der Pflicht gegen Nachbarn sein werden, welche jede christliche Nation leiten sollen.“

„Ein so erleuchtetes Volk muß auch notwendig den Augen der zur Erhaltung der internationalen Beziehungen festgesetzten Bestimmungen einsehen, welche Europa seit Jahrhunderten unter dem Namen „Völkerecht“ bekannt sind. Unter den Commentatoren dieses Rechts genießen einige der ausgezeichnetesten Bürger Amerikas einen beneidenswerthen Ruf und es ist schwer zu glauben, daß die Ver. Staaten ein Beispiel liefern würden, welches die heiligsten Bestimmungen dieses Rechts vernichtet.“

Wir leben der Hoffnung, daß Staatssecretär Marcy dieses von Arroganz und Imperpetinenz strotzende Document seiner Nation würdig beantworten werde. —

Neu Braunfelfer Zeitung.

Ein Organ der deutschen Bevölkerung von West-Texas.

Herausgegeben von Ferdinand Lindheimer und G. W. von Ross.

Jahrgang I.

Freitag, den 13. October. 1853.

Nummer 47.

Die Neu-Braunfelfer Zeitung erscheint jeden Freitag und kostet vierteljährlich \$1 in Vorauszahlung. Anzeigen bis zu 10 Zeilen, einmal inserirt, kosten \$1, dieselben dreimal inserirt \$1.50, dieselben auf 4 Jahr \$4.50, auf 1 Jahr \$7.50, und auf 1 Jahr \$12. Anzeigen von mehr als 10 Zeilen im Verhältniß. Abonnenten auf das Blatt zahlen für Insertionen nur die Hälfte dieser Gebühren.

Zur Nachricht

auf mehrere an uns gerichtete Anfragen diene, daß ein Jahres-Abonnement auf die Neu-Braunfelfer Zeitung \$2, ein Vierteljahres-Abonnement 13 laufende Nummern derselben umfaßt, und daß mit jeder beliebigen Nummer, also zu jeder Zeit, Abonnenten eintreten können. Der Abonnementspreis von \$4 — pro Jahr, \$2 — pro Halb- und \$1 — pro Vierteljahr ist im Voraus zu entrichten; die Gebühren für Insertionen, zu denen sich unser Blatt bei seiner täglich wachsenden Verbreitung vorzüglich eignet, ebenfalls.

Zur Annahme von Abonnementsgeldern und Anzeigengebühren haben sich gültig erboten und sind ermächtigt worden, Herr Petreus in Austin-City, Herr Dr. A. Berghmann in Bellesville, Ill.; Herr Geo. Pfeuffer in Corpus Christi; Herr Professor Wille in La Grange; Herr D. v. Behr in Sistrup; Herr Th. Specht in Friederichsburg; Herr Alf. Postmeier Johnson in Bakrow; Herr D. Wuppermann in Seguin. Herr Capt. A. Büchel in Indianola; Herr James A. Haenlein in Houston. Herr Th. Schleuning in San Antonio.

Abonnements, welche nicht vor Ablauf aufgekündigt werden, werden als auf weiter erneuert betrachtet, und Anzeigen ohne Angabe, wie viele Male sie eingedruckt werden sollen, so lange wiederholt, bis Gegenordre erfolgt.

Die Redaction.

Widwits in der Prairie.

Ein junger Engländer, Mr. Edward Sullivan, der in Nord- und Südamerika herumgezogen ist, hat eine hübsche Sammlung von Erzählungen aus verschiedenen Regionen der neuen Welt mitgebracht, einige von den Oriskanyern, den Sioux und den Büffeln; andere aus der unmittelbaren Umgebung der Victoria regia in Esquibo. Zum allgemeinen Besten hat er seine Erzählungen veröffentlicht, und wir benutzen das Buch, um ein Paar Worte über das, was er unter den Indianern in Nordamerika gesehen, zu sagen.

Der Sanct Paul — einer Stadt von 2—3000 Einw., ungefähr 2000 englische Meilen den Mississippi aufwärts — reiste Mr. Sullivan Mitte September mit zwei Begleitern von seiner Reisegehilfschaft; Mr. Macleod, einem Händler, zwei Halbblut-Sioux, einem Halbblut-Creole und drei Indianern in vollem Staate. Er hatte das Fieber, aber schon in der ersten Nacht heilte ihn Doctor Natur durch ein freiwilliges Nasenbluten, welcher Umstand die Indianer in den Stand setzte, ihn die künfte Nase zu nennen; seine beiden Freunde diejenige die Wassertrage und der große Weiße. Unsere Reisenden ritten vorerst durch die Arrow-Prarie, schwammen dann durch den St. Peterfluß, und blieben Nacht im Blockhaus eines Halbblut-Schoten, eines Nachkommen von Glaserhouse, dessen Squaw ein Mahl von Enten und Ibeer für sie bereitet. Indianer, welche in der Hütte erschienen, um Pulver und Kugeln zu kaufen, betrachteten sich die Fremden als Merkwürdigen; die alten vorzüglich sahen sie ernst blickend an, aber ohne Zudringlichkeit, und nur über die jüngeren hatten sie sich zu beklagen. Der junge Indianer ist wie der junge Europäer gern ein Zuschauer. Er bemalt und salbt sich mit größerer Sorgfalt, und kändelt zierlich mit Pfeife und Tomabak. Er strebt nach dem Besitze eines Spiegels, und wenn er einen erlangt hat, so pumpt er sich mehr als sieben Mal des Tages davor. Ein Spiegel ist für ihn jedoch nicht bloß eine Sache der Eitelkeit, er leistet ihm auch große Dienste in der Prairie; denn indem er ihn in der Sonne blinzen läßt, kann er damit künftigen Freunden Signale geben, ehe sein dunkler Körper sichtbar ist; und das ist bei manchen kritischen Gelegenheiten eine Eigenschaft, welche den Spiegel zu einem sehr schätzbaren Freund machen kann. Mr. Sullivan schätzte die Rauchkraft des Indianers außerordentlich, aber sein Tabak ist mit der dreifachen Quantität von getrockneten Blättern der roten Weide geschwächt, welche den Geschmack bester machen, aber die narrotischen Wirkungen vermindern.

Nach mehreren Tagen haben die Reisenden die Hochalpenregion hinter sich, sind über den Oriskanyfluß gezogen und haben Lac qui parle erreicht, wo sie auf ein Lager von ungefähr 2000 Sioux-Indianer in etwa 200

Hütten stießen. Sie erwarteten die Ankunft des Händlers Macleod mit Pulver und Blei. Der erste Anblick der glänzendweißen Kuhhautzeller im Sonnenschein mit Hunderten von angebundnen Pferden und vielleicht 200 jungen Krieger, die nach der Musik von 200 Squaws den Scalptanz aufführten, war ziemlich originell. Die Squaws waren um ungefähr 40 Stangen versammelt, an welchen die Scalps von Pawnee-Männern, Frauen und Kindern hingen, der Ertrag eines vor wenigen Tagen zurückgekehrten Kriegszugs. — Dann und wann sprang ein kräftiger Purche aus der Tanzreihe heraus, um seinen Tomahawk in eine bestimmte Stange, an welcher ein von ihm selbst erbeuteter Scalp hing, zu schlagen. Dann erhoben die Squaws noch lauter ihre Stimmen, lobten ihn namentlich — das Lächeln der Schönheit belohnte die Tapferkeit des Ritters — und schlossen mit einem Verfluchungsgeheul gegen die Todten. — Die Töchter dieser Squaws tragen ihr Haar in zwei langen Zöpfen, die mit Bändern durchflochten den Rücken hinunterhängen.

Von Lac qui parle setzten die drei Engländer mit einem Führer, namens Rainbow, dem Sohn eines Halbblut-Händlers und einem Sioux, ihre Reise fort. Die Führer begleitete ein Indianer. Ihr erstes Nachtlager schlugen sie auf einem steilen Uferfelsen des Viberflusses auf, und sahen hier zum ersten Male ein Gewitter in der Prairie. Die eigentümliche Großartigkeit eines Gewitters in der Prairie liegt in dem Umstande, daß der Zuschauer das ganze weite Himmelsgewölbe in Aufruhr sieht und weiter Nichts. Auf der ebenen Erdoberfläche zieht Nichts seine Aufmerksamkeit auf sich, wenn nicht etwa ein Zelt — vielleicht sein eigenes — der Weite trift, der sein pallendes Ziel auf der weiten Fläche findet. In der folgenden Nacht war der Raub eines ihrer Pferde durch die Indianer ein neues Abenteuer. Nachdem die Reisenden über eine mit Büffelspuren und Büffeln bedeckte Straße gereist waren, ohne jemals eine Herde zu erblicken, nachdem sie die Büsse gelehrt, unzählige Herden Gänse, Enten und Schweine gesehen, manchmal einen glücklichen Sauf auf die Antilopen in der Ferne wünschten, und einen seltsamen Landrücken, den Goteau des Prairies, die einzige Votenerhebung zwischen dem atlantischen Ocean und dem Hellsengebirge, überschritten hatten, erreichten sie endlich die Quelle des Jamesflusses, eines Nebenflusses des Mississippi. Kälte, Schnee und scharfe Winde setzten ihnen jetzt arg zu. Das mitgenommene Fleisch war aufgefressen, und Gänse und Enten waren südwärts gezogen, und sie mußten sich jetzt mit Mehl und schlechtem stehendem Wasser begnügen. Etwas müde von ihrer ersten Prairie-reise, schlugen sie die Richtung nach einem kleinen Walde ein, der ihnen Hoffnung gab, ein Feuer anzumachen zu können, als sie erfuhren, daß sich dort zehn Zelte von Oriskany-Indianern befanden, geschickten Pferdebesitzern und eisernen Jägern nach Scalps. Die Pferde wurden daher in dieser Kälte angebundnen und die Reisenden legten sich, in ihre Büffelhäute gewickelt, auf die offene Prairie schlafen. Früh waren die Haare der Pferde von Reif überzogen und fanden wie Porzellan in der Höhe. Zu Mittag konnten drei der Pferde nicht weiter, und die Kälte, die seit 36 Stunden weiter nichts genossen hatten, als eine knaue Portion von faurem Mehl und Pfingewasser als Frühstück, Mittag- und Abendessen, ließen die Pferde von den Indianern nachführen, und eilten nach Lac qui parle zurück. Sie hatten gehofft Büffel zu schießen, da sie aber auf der Prairie nur Büffelnossen fanden, so mußten sie unbedingt wieder umkehren. Jedes Jahr kommen viele Indianer und Trapper in der Prairie in Folge der Wanderungen des Wildes und durch Schneestürme un.

In Lac qui parle machten Entenbraten und Kartoffeln und ein warmes Feuer die Reisenden bald wieder zum Aufbruch fähig, und für das nächste Mal beschloßen sie in gerade nördlicher Richtung die Prairie zu durchzuziehen, obgleich der Händler ihnen davon abrieth, und sie vor Kälte und Hunger warnte. Ihr alter Führer, der Beförderung vor den Indianern vorschloß, verlangte durchaus seinen Sohn und einen Vetter als Begleiter und Verschärkung. Epe sie aufbrachen, kam eine Deputation von alten Siouxhüuptlingen, welche Entschädigungen für den Nachtbeil, den die Weisen durch das Schießen auf ihren Jagdgründen verursacht, verlangten. Sie wurden mit 40 Pards Gallico und etwas schlechtem Tabak befriedigt, und luden dann

die Engländer ein, mit ihnen zu Mittag zu speisen und Hundebrot zu essen.

Da Hunde selten waren, so mußten Enten bei dem fralichen Mable ersehen, das in der Hütte der Viberflusses gegeben wurde. Die Weisen tranken in die gasfliche Hütte durch ein kleines Loch, als wenn man in einen großen Bienentopf fröde, und saßen in einem dumpyigen rauchigen Speisezimmer zehn Hüuptlinge um das Feuer her. Ueber dem Feuer hing ein Kessel mit 20—30 Canvashad-Enten, jede drei Mal so groß, wie eine englische Ente. Das Kochen der Enten besorgte die Lieblingsfrau des Viberflusses, eine Dame Namens Dahumeh, oder die fruchtbare Wassermelone. Die Herren Indianer aßen sehr viel Ente, und besalben sich dabei Gesicht und Körper mit ganzen Händen voll Fett, und wurden schlicht dicker. Es ist bei diesen Indianern ein Ehrenpunkt, stark zu essen. Wir können jedoch unmöglich Mr. Sullivans Bericht, daß ein junger Krieger, der des Hufs wegen ist, 20 Pfund frisches Fleisch auf einen Sitz essen kann, für buchstäblich wahr halten. Was das alte Naccon betrifft, das 120 Kartoffeln ist, und noch mehr gegessen hätte, wenn seine Freunde es nicht abgehalten hätten, so ist dies nach der Größe der gegessenen Kartoffeln glaubhaft oder nicht.

Nach beendigtm Mable brachte der alte Hüuptling eine Medicinpfife, welche, nachdem der Jüngste sie gekostet, und nach dem vier Wetzgegenden geschwenkt hatte, mit der Sonne im Kreise herumging. Nach dem Essen folgten Aeden und viel Zärtlichkeit, und Austausch von Feinden und anderen Kleidungsstücken der europäischen Gäste gegen Pfeifen und andere Sachen.

Die Sioux sind sehr grausam im Kriege, und martern und versammeln die wenigen Gefangenen, die sie überhaupt machen, auf alle Weise. Sie scalpiren hoch blutdürstig, indem sie mit dem Scalp wo möglich Nase, Ohren und Lippen mitnehmen. Die Reisenden gewannen die Freundlichkeit des sich zur Wehr setzenden Glenns, eines der ausgezeichnetsten Krieger des Stammes, durch ein Geschenk von Harbenerde und schlechtem Tabak. Er durfte 36 Meilen fern von eben so viel in der Richtung gegebene Coups tragen. Einen Coup geben, heißt, zuerst mit einem Tomahawk oder einem Messer den Körper eines in der Schlacht gefallenen Feindes treffen. Der Glenn erzählte Mr. Sullivan, wie er vor Kurzem einen Oriskanywaid scalpirt habe. Er hatte ihn in der Prairie mit gebrochenem Bein und verlassenen von seinen Freunden gefunden. Der Muth entsank ihm nicht, wie er seinen Feind messern sah, aber als er den Schnitt des Messers um den Haarbüschel fühlte, zuckte er zusammen, was sehr schade war, wie das Glenn sagte, da er sich im Uebrigen als tapferen Mann zeigte.

Wenn ein Hüuptling seine Anhänger um sich zu sammeln wünscht, so söcht er einen bereiteten Beten mit einem kleinen Beutel voll Tabak und der mit einem Wampum verzieren Pfeife herum. Ist die Einladung eine friedliche Verhandlung, so ist der Tabakbeutel blau und grün; handelt es sich um Krieg, so ist er roth und schwarz. Der Krieger, so dem die Pfeife überbracht und schweigend dargereicht wird, raucht ein Paar Züge, wenn er die Einladung annimmt, und gibt sie ohne zu rauchen wieder zurück, wenn er nicht Willens ist zu kommen. Führen zwei Stämme mit einander Krieg, so können Privatabenteurer nach Belieben in Feindesland Scalps sammeln; kerricht aber Friede zwischen ihnen, und wünsch ein einzelner Krieger sich Scalps zu holen, so kann er ohne Erlaubniß seines Hüuptlings seine Expedition nicht antreten.

Am 23 October machten sich die Reisenden nordwärts auf den Weg, um ihre zweite Prairie-Expedition anzutreten. Sie erwarteten in sieben oder acht Tagen Büffel zu finden, sahen sich jedoch abermals getäuscht. Ihre Reise ging zuerst bei strenger Kälte über eine vor Kurzem abgebrannte Prairie, bedeckt mit Büffelnossen und ungeheuren granitnen Hüpfsteinen, deren weisse Massen gegen den löffschwarzen Boden grell abhaken. Die Prairie ist unmittelbar nach dem Feuer löffschwarz, aber wenn der Wind erst kurze Zeit darüber geweht hat, nimmt sie eine grauliche Steinfarbe an. Während des Zerpunftes der härtesten Kälte sahen die Reisenden in diesem Theile der Prairie eine ausgebreitete Luftspiegelung. Das ganze Land

sah ein einziger ungebeurer See zu sein. Sie setzten über den St. Peterfluß und den Potatoesfluß mit seinen Moorufsen, sahen wilde, weiße Prairie-Wölfe, und schliefen in der Hütte eines Indianers am Vighstone-See. Der häusliche Kreis der Hütte bestand aus dem Indianer, der sich von einer Schußwunde im Rücken erholt, seinen beiden Squaws, seinen beiden Schwiegermüttern und seiner eigenen Mutter, sechs oder sieben Kindern und einem Duzent junger Hunde. Die ganze Gruppe, schon an und für sich unangenehm duftend, wärmte sich an einem Feuer von Büffelmist.

Ihre Reise ging immer noch durch eine offene Prairie, die, so weit das Auge reichen konnte, verbrannt war. Eine verbrannte Prairie verleiht der Landschaft dem Anscheine nach, so daß es unmöglich ist, die Entfernungen darnach zu messen. Unterwegs stießen sie auf ein reisendes Indianerdorf, wo die Männer nichts, die Frauen und Hunde aber ungeheure Lasten trugen. Die Büffel-Mäntel voller junger Hunde und Kinder waren von kleinen roten Nasen beledt, die in dunklen Haufen herausguckten. Nachts hatten die Reisenden ein großes Feuer angezündet, und sättigten sich mit Schweinefleisch und Mehl, als drei Indianer, die nach einem nördlich gelegenen Dorfe reisten, sie einholten, und einer derselben war ein alter Fremde von ihnen. Obgleich diese Krieger vor Kälte zitterten, und seit den letzten 20 Meilen Wege Nichts gegessen hatten, als ein halbes Stintthier — jedenfalls ein der Nase sehr widerlicher Braten — so setzten sie sich doch mit ernstem Muth 100 Pards von dem Feuer hin, und drängten sich den Schweinefleischern nicht eher auf, als bis man sie einlud, an's Feuer zu kommen und zuzulangen. Wenn man sie in ruhiger und würdiger Weise, obgleich ihnen Kälte und Hunger arg kniepten. Als sie jedoch anfangen zuzulangen, sagt Mr. Sullivan, offen sie in einer Zeit von fünf Minuten mehr von unserm Schweinefleisch, als wir in fünf Tagen hätten verzehren können.

Die Reise ging immer noch durch Schnee und über die verbrannte Prairie fort, und endlich entdeckten sie in der Ferne Büffel. In einem Indianerdorf, an den Ufern des Schiau, fanden sie Städte Fleisch auf einer Stange trocknen; hier ließen die unzufriedenen gewordenen Führer während einer Nacht ihre Freunde hungrig mitten im Schnee campiren, während die Führer selbst sich warme Quartiere gesucht hatten, und in fettem Kuhfleisch schwelgten. Am nächsten Morgen waren die Führer sogar ganz verschwunden, und die Reisenden mußten sich durch ihre eigenen Kräfte helfen. Sie bemühten sich eines alten Hüuptlings, schenkten ihm Zucker und Tabak, und bemühten sich, ihm begreiflich zu machen, daß sie bei ihm zu wohnen wünschten. Um ihm ihre Meinung vollkommen klar zu machen, räumten sie ihr Gepäck nach seiner Hütte und richteten sich gleich dort ein. Bei diesem Hüuptling — einem gutmüthigen Alten, Namens Wah-Ton-Sie, der gute Mann — bieten sie sechs oder sieben Tage in Ruhe wohnen. Während dieser ganzen Zeit schneite es beständig, und die Reisenden sorgten für einen beständig hochenden Kessel, aus dem sie die Dorfbewohner mit Kaffee oder Thee versorgen konnten. Wah-Ton-Sie liebt eine Frau und seine Kinder wie ein Europäer; einen kleinen Knaben von ungefähr zwei Jahren häßliche er besonders und stoyte ihn mit fettem Kuhfleisch voll, bis er kaum mehr Athem holen konnte, und wenn der kleine Viebling ganz die angeschwollen war, nahm er einen Klumpen Fett, salzte ihn tüchtig den Bauch ein, und legte ihn vor das Feuer, um dort allmählich wieder auf seine vorige Gestalt zusammenzuschrumpfen.

Hinsichtlich ihrer Ernährung hängen die Prairie-Indianer ganz von der Jagd ihres eigenen Brundes, des Büffels, ab. Den Büffelnossen verdamnen sie ihre Hütten, Betten, Kutteln, Moccasins, Leggings, Sattel, Pulverhörner (aus den Hörnern), Bogen (aus den Rippen) und Pfeilspitzen. Sie erhalten von ihnen Fleisch. Wenn die Büffel fest sind, muß der Indianer hungern. Daher ist auch der große Gegenstand seiner Unterhaltung von Jugend an bis zum höchsten Alter, wenn er nicht von Scalps spricht, der Büffel. Als die Reisenden in diesem Dorfe wohnen, waren ein Paar junge Krieger ausgeschiedt worden, um den Bewegungen der Herde nachzuspüren, hatten aber strengen Be-

fehl erhalten, die Thiere weder zu jagen, noch sonst zu töden. Einer derselben jedoch tödete, von der Jagd lust fortgerissen, eine Kuh. Abends kam dies den Hüuptlingen zu Ohren, und Nachts zog die Polizei des Stammes nach der Hütte des jungen Mannes, zerriß sie in Stücke, zerbrach seine Hinte, und setzte ihn und seine Familie an die Luft, die unter Null war. Das Schlachten von zwei Büffeln und die Entdeckung, daß Freunde des Stammes von den Schwarzfüßen überfallen und scalpirt worden wären, und die in Folge dieses Vorfalles entstehende kriegerische Aufregung waren die andern hervorruhenden Ereignisse, welche den achtägigen Aufenthalt in dem Indianerdorf auszeichneten.

Da die Führer fanden, daß die weißen Reisende von ihrem Verschwinden nicht gar zu sehr aus der Hoffnung kamen, und fürchten mußten, daß diese doch ohne sie auskommen würden, so kamen sie ruhig zurück, und wurden nach tüchtigem Auswechseln wieder in Dienst genommen, und man trat die Reise von Neuem an. Sie trafen jetzt Büffelherden, aber fanden die Büffelsjagd bald langweilig und einfaß. Die Prairiewölfe jagen die Büffel in Herden von 50 oder 100 und schneiden die zurückbleibenden ab. Indianer und Halbblutjäger schießen sie kräftig. Mehr als 100,000 Helle geben jährlich durch die Hände der Händler, und diese ganze große Anzahl rührt von im Herbst und im Winter getödeten Kühen her, indem Frühlings- und Sommerfelle höchstens der Indianer zu seinen Jorden verwendet. Man hat berechnet, daß jährlich in den nordamerikanischen Prairien 400,000 Büffel getödet werden, und davon sind wahrscheinlich 910 Kühe.

Die weiteren Reiseerzählungen in der Prairie machten Mr. Sullivan und seine Gefährten mit dem grauen Bar und dem Glenn und dem Viber bekannt. Es freut uns von ihm zu hören, daß die Viber, welche durch die frühere reichliche Verwendung ihres Felzes zu Hüten ganz aus der Welt zu verschwinden drohten, durch die Einführung der Seidenhüte eine neue Lebensfrist erhalten haben, und wieder viel zahlreicher geworden sind. Wo die Eingeborenen jagen sie noch, und können sehr oft für die Helle nicht einmal Käufer finden, da die Nachfrage darnach und der Preis sehr abgenommen haben.

Auch die Mandance-Indianer, die angeblichen Nachkommen Madocs, deren nahe bevorstehende Aussterben man schon mehrere Male verkündet hat, sind wieder zahlreicher geworden, obgleich die Boden sie sehr stark decimirt haben.

Die Reise ging immer noch durch Schnee und Schladewetter weiter, und Erwärmung war nur durch Hilfe von Büffelmistfeuer und Büffelnossen zu finden. Da die Vorräthe von Mehl, Schweinefleisch, Thee und Kaffee zu Ende waren, nährten sich die Reisenden vierzehn Tage lang von Büffelfleisch, verjuchten aber später, der einformigen Kost satt, Welsobraten, ohne besonders befriedigt zu sein. Endlich am 20 November erreichten sie den Stintthiersee, der ganz mit Enten und Gänzen bedeckt war. Hier füllten sie einen Topf mit 15 Enten und 2 Gänzen, kochten sie und aßen sie, sieben Mann an der Zahl, rein auf. Bei dem lodernden Holzfeuer legten sie sich zum Schlafen nieder und schlammerten fest, entdeckten auch am nächsten Morgen beim Aufwachen, daß sie nur durch einen glücklichen Zufall dem Gebratenwerden entgangen waren. Die Prairie hatte gebrannt und das Feuer war nur noch eine Viertel englische Meile von ihrem Lager entfernt gewesen; aber da hatte sich glücklicher Weise der Wind gedreht, und wie sie aufwachten, konnten sie die Flamme noch in einer Entfernung von mehreren englischen Meilen weißlich sehen. Die nächste Nacht drehte sich der Wind abermals, und das Feuer lehrte wieder um. Es war fast in einem Kreise um sie herumgelaufen. Ein Prairiefeuer knattert wie ein Pelotonfeuer und läuft bei starkem Winde 15 bis 16 englische Meilen die Stunde; Regen oder Wechsel des Windes, hemmt es auf der Stelle. Natürlich ist ein Prairiefeuer für den Indianer, dessen Jagdgrund davon betroffen wird, eine sehr ernste Sache; denn so weit das Gras abbrennt, ist der Büffel verloren, und er muß die ihm fehlende Nahrung mitten unter Feinden suchen, wo er stets Gefahr läuft, scalpirt zu werden.

Wir wollen den Touristen nicht weiter folgen, aber freuen uns, ihnen so weit ein Paar hübsche Bilder aus dem Prairieleben zu verdamnen. Es ist klar genug, daß die Indianer, obgleich malarisch genug, wie viele malarische Sachen, in einer elenden Lage sind,

und daß die angeborne Würde des Menschen im rohen Zustande trotz aller Dem nicht so übermäßig schön ist, um durch die Politur zu verlieren. —

Zur Cubafrage.

Erstmalig forderten die Minister Lord Malmebury und Herr de Turgot im Auftrage der brittischen und französischen Regierung von der vorigen Administration, daß die Vereinigten Staaten der spanischen Krone den Besitz Cuba's garantiren möge, ein Ansuchen, welches in einem vom damaligen Staatssecretär Everett verfaßten Antwortschreiben entschieden zurückgewiesen wurde. Ueber den Inhalt des Erwiderungsschreibens der englischen Regierung auf diese Ablehnung circulirten lange die widersprechendsten Gerüchte, vor Kurzem aber hat die „Washington Union“ das von Lord John Russell unterzeichnete und an den Staatssecretär Marcy gerichtete Document mitgetheilt.

In diesem Document heißt es, daß Großbritannien und Frankreich, die einzigen Mächte, welche in gleichem Maße dem Besitze Cuba's nachstreben könnten, bereit seien zu erklären, daß weder eins von ihnen, noch beide gemeinschaftlich über Cuba eine Controlle oder Herrschaft zu erlangen und auszuüben Willens seien, wodurch der angeblithe Zweck der Verein. Staaten, den Uebergang Cuba's in den Besitz einer europäischen Macht zu verhindern, erreicht sein würde.

„Wenn jedoch“, so fährt Lord John Russell in hochtrabender Tone fort, „von Seite der Ver. Staaten behauptet wird, daß Großbritannien und Frankreich nicht bei der Aufrechterhaltung des Status quo auf Cuba interessiert seien, so kann die Regierung Ihrer Majestät einer solchen Ansicht nicht beipflichten. Schon die westindischen Besitzungen Ihrer Majestät, — ohne der Wichtigkeit für Merico und andere befreundete Staaten, bei gegenwärtig stattfindender Verteilung der Macht, zu gedenken, — geben Ihrer Majestät ein Interesse in der Frage, das nicht unbedacht gelassen werden darf.“

„Auch die Wichtigkeit, welche die französischen Besitzungen in den amerikanischen Meeren in dieser Angelegenheit für Frankreich haben, werden seine Regierung ohne Zweifel dieselbe geltend machen lassen, und die Behauptung des Herrn Everett, Cuba sei für die Ver. Staaten, was eine Insel vor der Mündung der Themse oder Seine für England oder Frankreich sein würde, ändert daran nichts.“

„Die Entfernung Cuba's von dem nächstgelegenen Theile von Florida beträgt 100 Meilen. Eine Insel in gleicher Entfernung von der Themse-Mündung würde ungefähr 10 Meilen nördlich von Antwerpen, in Belgien, zu liegen kommen, während eine Insel in gleich weiter Entfernung von Jamaica (engl. Besitzung) bei Manzanilla, einer Stadt auf Cuba, placirt werden würde.“

Auf die Bemerkung des Herrn Everett, daß die Eingebung auf einen Vertrag, wie den vorgeschlagenen, ungespöhtlichen Unternehmungen gegen Cuba, wie solche stattgefunden, keineswegs vorgebeugt, denselben nur ein neuer und mächtiger Impuls gegeben werde, hierin also kein Grund zum Beitritte der Ver. Staaten liege, entgegnet Lord John Russell:

„Die Regierung Ihrer Maj. will diesen Einwurf nicht bestreiten, sie möchte aber die Hoffnung aussprechen, daß diese Lage der Dinge nicht von Dauer sein werde und daß die Bürger der Vereinigten Staaten, während sie sich mit Recht ihrer Institutionen rühmen, nicht unempfindlich für den Werth der ewigen Weisheit des Rechts und des Unrechts, des Friedens und der Freundschaft, sowie der Pflicht gegen Nachbarn sein werden, welche jede christliche Nation leiten sollen.“

„Ein so erleuchtetes Volk muß auch nothwendig den Nutzen der zur Erhaltung der internationalen Beziehungen festgesetzten Bestimmungen einsehen, welche Europa seit Jahrhunderten unter dem Namen „Völkerrecht“ kennen fand. Unter den Commentatoren dieses Rechts genießen einige der ausgezeichnetsten Bürger Americas einen renommirten Ruf und es ist schwer zu glauben, daß die Ver. Staaten ein Beispiel liefern würden, welches die heiligsten Bestimmungen dieses Rechts vernichtet.“

Wir leben der Hoffnung, daß Staatssecretär Marcy dieses von Arroganz und Imperituz strotzende Document seiner Nation würdig beantworten werde. —

